
Einige Regeln über
den Umgang
mit Weibern
Das Ehefest
Otto Erich Hartleben

Das Ehefest

Bibliothek moderner
deutscher Autoren
Band 11


Otto Erich
Hartleben


Das Ehefest
Novellen
Umschlag von Walter Hampel
6.—10. Tausend
Wiener Verlag
Wien und Leipzig
1906

Druck der k. und k. Hofbuchdrucker
Fr. Winiker & Schickardt, Brünn.

Inhalt



Das Ehefest

I.

Ich war auf der Durchreise in Zürich. Eigentlich wollte ich eine Woche oder zwei dort bleiben, wie schon so oft — aber das Wetter war zu betrübend — es setzte einen so schweizerisch charakterfesten Regen — zudem mußte damals mein alter, inzwischen verstorbener Freund Schabelitz, mein erster Verleger, das Bett hüten — kurz: ich war griesgrämlich geworden, wollte mir den Geschmack an Zürich nicht verderben lassen und beschloß daher, am nächsten Mittag durch den Gotthard weiterzudampfen.

Und so, in dieser Stimmung — regentriefend und verdrossen — trat ich abends in die Schwemme des Limmathofs und setzte mich mit dem Rücken gegen die holzbekleidete Wand. Es war im Monat Mai und hätte schon ganz anderes Wetter sein können, Gott verdamm mich! Scheußlich!

Berta, dieses unübertroffene Mädchen — aus Lenzburg ist sie — überreichte mir einen Brief. Von einem Herrn im Vollbart, sagte sie, sei er für mich abgegeben.

— Was mag denn das nun wieder sein? — Ich las:

„Lieber D. E.!

Durch Panizza erfahre ich, daß Du zurzeit hier bist und im Limmathof wohnst. Es würde mich von Herzen freuen, wenn ich Dich bei dieser Gelegenheit nach so langer Zeit einmal wiedersehen könnte. Panizza behauptet zwar, er hätte gehört, Du seiest menschenscheu geworden und säßest den Tag über allein, oder höchstens mit einem Notizbuch zusammen in irgendeinem versteckten, alkoholfreien Restaurant — aber ich kenne Dich doch von früheren fröhlicheren Tagen her und hoffe, daß Du mir meine in der Folge ausgesprochene Bitte nicht abschlagen wirst.

Ich habe nämlich für morgen abend eine kleine Anzahl von Freunden gebeten, nach dem Abendessen zu einem Glase Schipf zu mir zu kommen,

um mit mir zusammen eine kleine Gedächtnisfeier zu begehen. Der morgige Tag spielt in meinem Leben eine gewisse Rolle — — ich möchte an diesem Tage nicht allein sein.

Nicht wahr, mein lieber O. E., Du tust mir gewiß den Gefallen und kommst ebenfalls. Es sind außer Panizza nur noch zwei, drei bessere Menschen da, die Du wohl zum Teil schon kennst, wenigstens sicher doch unseren alten Immanuel.

Weiber werden nicht dabei sein — das heißt ja doch: eine, aber um die brauchst Du Dich nicht zu bekümmern: sie wird nur gewissermaßen als meine rechte Hand anwesend sein und muß nachher auch weg. — Ich hebe dies ganz ausdrücklich hervor, weil mir Panizza erzählte, Du wärest ganz insbesondere auch weiberscheu geworden. Aber das warst Du ja eigentlich immer schon.

Also, nicht wahr: ich darf mich recht sehr aufs Wiedersehen freuen.

Herzlichen Gruß!

Dein alter treuer

Theodor."

„Berta, bringen Sie mir eine Postkarte. Wie? Ohne...jawohl.“ — Das fehlte mir gerade noch. Der alte treue Theodor sollte seine Kindtaufen oder silbernen Hochzeiten allein feiern — dazu war ich nicht nach Zürich gekommen. Ich war beinahe wütend und schrieb eine Absage, kühl bis zur Grobheit. — —

Aber bevor diese expediert wurde, brachte mir Berta Spießli mit Bohnen und die waren sehr gut. Und sie brachte einen Wein, der war hellrot und von köstlich frischer Säure. Ausgezeichnet!

„Berta, wie heißt der Wein?“

„Schipf, Herr Professor.“

Der Professor, den sie mir verliehen hatte, tat mir immer von neuem wohl und so schmunzelte ich denn an diesem Abend zum erstenmal.

Schipf hieß der Wein? Ja, wie denn? So hieß ja auch der, zu dem mich der alte treue Theodor zu morgen abend eingeladen hatte. Ich überzeugte mich: Schipf.

„Berta! Bitte, bringen Sie mir noch ein Viertel.“

Sie brachte aus Versehen einen Halben und

während dieses Halben begann ich unmerklich nach und nach wohlwollender über Theodors Einladung zu urteilen. Ich las sie noch einmal durch. — Was nur dieser alte Gotteslästerer, der Panizza, wollte? Ich wäre ‚menschenscheu‘ . . . ‚weiberscheu‘? Ich, der ich zum Vergnügen der Kinder auf einem Beine tanze, wenn's sein muß? — Aber natürlich: er hatte mich ja gestern brieflich zu einem Rudel mehr oder weniger studierender Jungfrauen in ein ‚Wiener Café‘ locken wollen — dieser instinktverlassene Atheist. Das hatte ich freilich dankend abgelehnt.

Da war denn doch Theodors Idee mit dem Schipf wesentlich religiöser, und meine Gedanken über sie wurden immer liebenswürdiger. Schließlich war unser alter treuer Theodor gar kein übler Kerl . . . ein wenig zu sanft vielleicht — zu wohlklingend — aber doch gescheit, sehr gescheit — und treu, wie schon sein Name sagte. Alles in allem das, was meine Schwestern ‚nett‘ nennen . . .

Ja richtig! Und — das fiel mir jetzt erst wieder ein — und dann sollte er ja ganz merkwürdige Eheschicksale erlebt haben! Ich strengte mein

Gedächtnis an — aber ich konnte mich doch nicht mehr recht auf die Geschichte besinnen. Die letzten Jahre in Berlin waren wir nur noch sehr selten zusammengekommen und von der Intimität der Studentenzeit war eigentlich nur die Erinnerung und die Form geblieben.

Jedenfalls hatte er eines Tages — soviel erinnerte ich mich — seine kleine Villa in Lichterfelde, die er gemietet hatte, Knall und Fall verlassen und wohnte seitdem hier in Zürich. Und natürlich war irgendetwas mit der Frau vorgefallen: entweder die Frau war ihm gegenüber in irgend welcher Weise unangenehm geworden, oder er war von seiten der Frau in irgendeiner Art schlecht behandelt worden. Ich wußte es nicht mehr genau, aber irgend so etwas ist es ja immer.

„Berta! Bitte! Dieser Schipf ist famos und furchtbar leicht.“

Der treue Theodor hatte stets eine aufrichtige Anhänglichkeit und Freundschaft für mich an den Tag gelegt. Meine losesten Scherze über seine kleinen Schwächen hatten mir sein Herz nicht entfremden

können. Also! da wäre es doch nun direkt unfreundlich und gar nicht ‚nett‘ von mir, wenn ich nicht zu seinem Feste ging.

Wie das nur klang auf meiner Absagekarte: „Zu meinem Bedauern ... unmöglich ... da mein Zug ...“ Zu dumm. Als ob der Zug nicht jeden Tag führe ... und man reist doch um zu reisen und nicht um anzukommen, wie Goethe 'mal wieder, wie so häufig, richtig bemerkt hat.

Oder sollte Panizza wirklich recht haben? Sollte sich bei mir mit dem herannahenden Alter bereits der wachsende Schmerz bittern Menschenhasses melden? Oho! das wollten wir doch 'mal sehen!

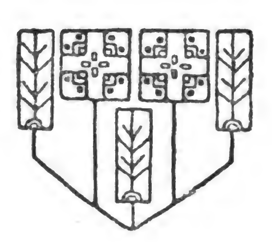
Und ich zerriß die absagende Postkarte. — „Mein lieber Theodor!“ schrieb ich, „Auch ich ergreife mit Freuden die Gelegenheit eines frohen Wiedersehens und werde pünktlich erscheinen. Dein O. E.“

So! —

„Berta! Lassen Sie diese Karte gleich einstecken!“



Ich war nun sehr zufrieden mit mir und beschloß den Abend des verregneten Tages in heiterer Gemütsruhe.



II.

Die heitere Gemütsruhe hielt über die Nacht leider nicht an, denn ich träumte von Verlegern. Wie man doch im Traum mit Vorliebe auf die Nachtseiten des menschlichen Lebens verfällt! Erklärlich war es ja...am Tage hatte ich viel über meinen alten Freund und ersten Verleger Schabelitz gehört und gesprochen und nun knüpfte der Geist im unbewußten Zustande daran an mit allerlei zum Teil recht scheußlichen Assoziationen.

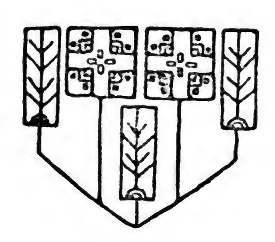
Erst hielt ich eine Rede in einer Riesenversammlung vor vielen Tausend Männern aus dem Volk — lauter Schriftsteller, wenn ich nicht irre — und trat dafür ein, daß den Verlegern die Religion erhalten werden müsse. Einige fanatische Freidenker, die auch den Verlegern Gedankenfreiheit geben wollten, führte ich glänzend ab und drang schließlich mit meiner Auffassung und meinem Antrage siegreich durch.

Das war aber bei weitem der angenehmere Teil meiner Träume — nachher wurde es düster und ängstlich. Einige Tage nach dieser für mich scheinbar so günstig verlaufenen Versammlung kam ich nämlich zu meinem eigenen lieben Verleger, das Herz ganz geschwellt von fröhlichen Vorschußgefühlen. Als ich aber zu ihm eintrat, war es, als ob er mich gar nicht wieder erkannte. Und nachdem ich ihm mein Anliegen vorgetragen hatte, schien es, als ob er mich gar nicht verstände. Sein ganzes Wesen hatte etwas Verklärtes und Gehobenes, und sein sonst so sachlicher Blick strahlte eine höhere Weihe wieder.

Ich wurde immer kleinlauter und wußte schließlich gar nichts mehr zu sagen. Da bekannte er denn, daß ihm der Gott seiner Väter erschienen, ihm das Vorschußgeben streng verboten und ihm zum Schluß folgendes gesagt habe: ‚Mein Sohn,‘ habe er gesagt, ‚ich bin zufrieden mit dir, du tust recht und wohl, denn ich habe erschaffen alle Kreatur: das Rind und den Menschen, den Dichter und den Verleger.“

Wie er mir das erzählte, zeigte sich sein innerstes Sein von einem so festlich fröhlichen Gottesglauben, von einem so fremdartigen guten Gewissen durchleuchtet, daß mir angst und bange wurde...

In Schweiß gebadet erwachte ich. Nachdem ich meine Gedanken gesammelt hatte, wurde ich doch nach und nach recht froh bei der Erwägung, daß in Wirklichkeit eine derartige bängliche Steigerung des religiösen Innenlebens bei unseren Verlegern noch nicht konstatiert ist und ich gelobte mir aufs neue, mich niemals mehr mit Politik zu befassen und keine Volksversammlungen mehr zu besuchen.



III.

Der alte treue Theodor wohnte ziemlich weit draußen am See, wo es nach Zürichhorn herausgeht. Ich hatte erst ordentlich zu Abend gegessen und es war schon dunkel auf der Treppe, als ich mich zu ihm hinauftastete. Auf dem Treppenabsatz erschien ein rundliches untersetztes Mädchen in weißer Schürze und leuchtete mit einer Stearinkerze. Sie begrüßte mich mit freundlichem Lächeln und bat mich, meinen durchregneten Überzieher und Hut in dem kleinen, ganz leeren Vorplatz an einen Nagel zu hängen.

„Herr Immanuel ist schon da," sagte sie.

„Na also," erwiderte ich beruhigt. Ich konnte mich doch beim besten Willen nicht auf diesen Immanuel besinnen, den auch schon Theodor in seinem Einladungsbriefe besonders erwähnt hatte.

Als ich eintrat, kam mir Theodor entgegen und drückte mir mit alter Herzlichkeit die Hand. Wir

freuten uns beide sehr, uns wiederzusehen. Auffällig war mir bei ihm eine gewisse Feierlichkeit, die weder zu seinem offenen freundlichen Gesicht noch zu seinem behaglichen Spitzbäuchlein sonderlich paßte. Auch trug er einen schwarzen Gehrock.

„So, darf ich dich nun bekannt machen, soweit dies nötig ist? Hier bei unserem Karl Henckell zum Beispiel ist es nicht nötig.“

„Nein“, sagte ich. Schweigend hatte sich mein alter Freund und Sturmgeselle von seinem Platz am Fenster erhoben, wir drückten uns stumm die Hand und schweigend setzte er sich wieder. Theodor stellte weiter vor:

„Dieses hier“, er deutete auf die stramme kleine Schürzenträgerin, „ist meine rechte Hand, von der ich dir schon schrieb. Wir nennen sie schlechthin das Mädchen, weil ihre typischen Eigenschaften die individuellen in jeder Hinsicht überragen. Zu ihrem Vorteil, übrigens.“

Ich drückte dem Mädchen die Hand.

„Und hier unser Immanuel! Na, ihr kennt euch ja auch schon längst.“

Aus der Sofaecke hatte sich eine hohe farb- und bartlose Gestalt mit hellen Locken gelöst und erhoben:

„Es freut mich, Otto Erich, dich endlich von Angesicht zu Angesicht zu sehen.“

Er reichte mir eine große Hand. Theodor war verwundert:

„Ach, ich dachte, ihr kennt euch von früher, du hast mir doch immer erzählt...“

Immanuel legte seine Hand gewichtig auf die Schulter des viel kleineren Theodor und sagte:

„Du hast meine Erzählungen wieder einmal wörtlich, sozusagen buchstäblich verstanden, lieber Theodor. Gewiß kenne ich ihn,“ er nickte mir wohlwollend zu, „und nun steht er vor mir.“

Dieses ließ sich nicht leugnen. Ich muß sogar ziemlich betreten vor ihm gestanden haben, denn die Fülle der neuen Umgangsformen hatten mich etwas aus der wünschenswerten Beherrschung der Situation gebracht. Den Mann, diesen Immanuel, kannte ich gar nicht, er war mir im Moment nicht einmal angenehm. Aber er war da und dutzte mich!

Ich wurde nun aufgefordert, mich zu setzen. Aber das war gar nicht so leicht. Denn obwohl das dreifenstrige Eckzimmer ziemlich geräumig war und die Gesellschaft erst aus fünf Persönlichkeiten bestand, boten sich zum Niedersetzen doch nur wenige und nicht besonders erfreuliche Gelegenheiten.

Das Meublement des Zimmers bestand nämlich in der Hauptsache aus unausgepackten Kisten, zwischen denen allerdings hier und da einige Rohrstühle von gebogenem Holz sichtbar wurden. Es war auch ein Sofa da, aber auf dessen beiden Ecken hatten Theodor und sein Freund Immanuel gelüftet und so sagte mir Erziehung und angeborene Bescheidenheit, daß ich keinen dieser bevorzugten Plätze für mich in Anspruch nehmen dürfe.

Ich rückte mir demnach einen der Rohrstühle an eine etwa tischhohe, solid gearbeitete Kiste und setzte mich daran, so daß ich für meinen linken Arm eine einigermaßen bequeme Stütze gewonnen hatte.

Hierauf sah ich mich im Zimmer nach dem versprochenen Schipf um. Er war auch da. Auf einer

anderen Kiste, in der offensichtlich ein Pianino verpackt war, stand eine beruhigend wirkende Anzahl von Litern und es mangelte auch nicht an Gläsern.

Das Mädchen hatte meine Entdeckerblicke bemerkt und freundlich lächelnd schenkte sie mir ein.

„Gut so, Mädchen," sprach Theodor, „walte du immer deines Amtes und achte fleißig der geleerten Gläser!"

Hier muß ich nun gleich bemerken, daß ich, sowohl was diese Ansprache Theodors an das Mädchen, als auch was alle folgenden Reden der Festgenossen anbelangt, keineswegs den Anspruch erhebe, den absolut authentischen Wortlaut buchstabengetreu wiederzugeben, denn ich bin weder Stenograph noch Phonograph. Ich versuche nur den charakteristischen Sprechton jedes einzelnen aus dem Gedächtnis zu reproduzieren und um das Gesamtbild des denkwürdigen Gesprächs frischer und anschaulicher zu machen, bediene ich mich in der Wiedergabe gern der direkten Rede.

Die nächsten Ankömmlinge waren zwei schwarzhaarige junge Menschen, die einander außerordent-

lich ähnlich sahen. Es waren Brüder und beide Zionisten. Theodor stellte sie mir als ‚Herr Zionist X‘ und ‚Herr Zionist O‘ vor, wobei er lächelnd bemerkte, daß sie ihren eigentlichen Namen bei ihrer eiligen Flucht aus Rußland irgendwo vergessen und liegen gelassen hätten und da nun ohnehin die voneinander und in sich ein wenig divergierende Stellung ihrer Beine das einzige Merkmal sei, durch welches sie zur Not voneinander unterschieden werden könnten, habe er sie einfach X und O getauft.

Die beiden Zionisten nahmen diese Erklärung beide mit dem gleichen milden Lächeln hin und stammelten so etwas wie: ‚Sie wissen, daß er ist ... immer ... Lustigmacher.‘ Darauf setzten sie sich beide nebeneinander auf eine ziemlich hohe Kiste.

Aber nun erschien Panizza und trat mit seinem Teufelsfuß recht teufelmäßig entschieden unter die Leute. Ich hatte ihn seit einem Jahr nicht gesehen, schon aus dem Grunde, weil ihm der bayrische Staat wegen einiger Unhöflichkeiten gegen die Jungfrau Maria für dieses verflossene Jahr eine recht

gesicherte Stellung verschafft hatte, aber das war ihm ausgezeichnet bekommen, seine Züge hatten etwas wild Entschlossenes angenommen und er sah damals schon so aus wie einer, dem man es wohl zutrauen konnte, daß ihn die Schweiz demnächst ausweisen würde.

Nicht ohne vorher das Mädchen in die Backe gekniffen zu haben, lagerte sich Panizza auf einen Sack, in dem nur Betten und Kissen eingenäht zu sein schienen, was dem alten treuen Theodor zu der hübschen Bemerkung Anlaß gab:

„Du siehst, mein lieber Otto Erich: er ist des trocknen Sitzens satt, will wieder recht den Teufel spielen.“

Hierauf räusperte sich Theodor, erhob sich und begann in einem anderen, mehr an die Nähe einer aufgetragenen Kalbskeule mahnenden Tone des Damentoastes folgendermaßen:

„Meine lieben Freunde, liebes Mädchen! Erlaubt mir, daß ich das Wort ergreife und zuerst denjenigen von euch, die davon noch nicht oder nur unvollkommen unterrichtet sind, den Grund, das

heißt die historische Ursache unseres heutigen Beisammenseins durch einen Rückblick auf die jüngste Vergangenheit meines Lebens erkläre.

Obwohl ich gezwungen bin, ziemlich weit auszuholen, werde ich mich bemühen, so kurz als möglich zu sein. Das Mädchen wird euch den Wein und die Zigarren reichen, sollte sie säumig sein, wird ein Blick oder ein Wink von euch genügen."

„Ich paß schon auf, Herr Professor", sagte das Mädchen.

Also auch schon Professor, dachte ich.

Er fuhr fort:

„Der Ursprung meiner Familie reicht zurück bis zur Gründung —"

„Nein, das geht nicht," sagte Immanuel, ohne sich aus seiner Sofaecke zu rühren, „du weißt, daß auch ich aus einer alten Gründerfamilie stamme, aber so weit darf uns die Ehrfurcht vor unseren Ahnen nicht führen — beginne mit deiner Geburt!"

„Die Geburt ist kein Anfang!" rief Panizza.

„Oho!" protestierten die beiden Zionisten, die inzwischen das Mädchen zwischen sich genommen hatten.

Karl Henckell schwieg vernehmlich.

„Meine Damen und Herren,“ sagte ich, „ich fürchte, daß wir weder dem Ernst noch der Ordnung dieser Stunde, wie beide von unserem Freunde und Gastgeber intendiert sind, gerecht werden, wenn wir uns durch die Fülle unseres Geistes zu mehr oder weniger willkürlichen Seiten- und Quersprüngen hinreißen lassen — so reizvoll diese Sprünge jedem einzelnen erscheinen mögen. Ich gestatte mir daher den Vorschlag, daß wir zwar das Trinken jedem freistellen und hierin der Individualität keine Gesetze auferlegen, uns aber im Reden einem gewissen Komment unterwerfen und uns um des behandelten Gegenstandes willen nicht schrankenlos der Freude am eigenen Witze hingeben. Sicherlich wird einer von uns sich gern bereit finden lassen, sich der Handhabung einer gewissen Regelung von Rede und Widerrede zu unterziehen — zu allererst aber dünkt es mich ein Erfordernis elementarster Gerechtigkeitsliebe zu sein, daß wir unseren Theodor, der nicht nur unser Freund, sondern heute auch unser Gastgeber, der Spender

dieses taufrischen Schipf ist — auf dein Wohl, Theodor! — daß wir ihn sich aussprechen lassen, wie es ihm Bedürfnis ist, daß wir ihm zuhören bei allem, was er sich von der Seele reden möchte. Nun, scheint es zwar auf den ersten Blick einer gewissen äußeren Zweckmäßigkeit zu entsprechen, nicht mit allzu entlegenen Gründerzeiten zu beginnen, und es ließe sich hier das Doppelei der Leda zitieren, aus dem bekanntlich Helena schon von Homer ausgebrütet wurde —"

„Halt!" rief Panizza, wurde jedoch von allen anderen zur Ruhe verwiesen und ich konnte meine Rede beenden.

„Trotz alledem müssen wir Theodor die Berechtigung zuerkennen, zu beginnen und zu schließen, wann er will, und müssen Vertrauen zu ihm haben und einen guten Willen. — Dies ist meine Ansicht und meine Rede."

Nachdem ich so gesprochen hatte, erhob sich ein allgemeines beifälliges Gemurmel und ein jeder erhob sein Glas und trank still dem Hausherrn zu, ihn zu grüßen und ihm anzudeuten, er möge

nunmehr getrost reden, man würde ihm respektvoll lauschen und ihn nicht mehr unterbrechen.

„Habt Dank, liebe Freunde, und Dank insbesondere dir, mein lieber Otto Erich, daß du mir also eine freie Bahn geschaffen und mir zu Sammlung und Wort verholfen hast. Wohl habe ich deinen milden Spott verstanden und gebe dir recht. In medias res werde ich euch versetzen und auch nicht meiner Geburt gedenken, denn auch dich verstand ich, o Panizza, nicht ein Anfang ist die Geburt, sondern das Ende der Schwangerschaft und Schwangerschaft ist mehr denn Leben, ist ein erhöhtes, ein doppeltes Leben.

In medias res — ja, meine Lieben: Ihr alle befindet euch schon mitten unter den Dingen; denn die Dinge sind diese Kisten und Säcke — in diesen Kisten und Säcken sind enthalten, unausgepackt aus Scham vor meinem Schicksal, die Möbel und der Hausrat meines zusammengebrochenen Eheglücks, meines entweihten, zerstörten Heims in Groß-Lichterfelde!"

Er hielt einen Augenblick die Hand vor die

Augen, wir waren alle sehr erschüttert. Dann fuhr er fort:

„Und wie das kam, muß ich euch doch erzählen. Dies individuell Stoffliche müßt ihr schon über euch ergehen lassen, dies Anekdotische kann ich euch nicht vorenthalten. Nachher mag dann der geistigen Bewertung, der ideellen Schätzung — kurz einem theoretischen, einem philosophischen Gespräch Tür und Tor weit geöffnet sein und in dir — er grüßte mich mit der Hand — werden wir dann den rechten Torwart, den *πατὴρ λόγου* schätzen und anerkennen."

Mit vorgestrecktem Oberleib nahm ich schweigend die Würde an.

„Großlichterfelde ist, wie ihr wißt, eine Gründung." Bei dem Worte Gründung ging eine starke Bewegung durch die Versammlung und der Redner verbesserte sich und begann von neuem:

„Sie war Turnlehrerin."

Alles atmete erleichtert auf.

„Du wirst dich ihrer noch erinnern, Otto Erich — im Kuhstall war es, in der Invalidenstraße —

es mag etwa 1888 gewesen sein. Ich las damals in den wöchentlichen Zusammenkünften unseres Geniekonvents meinen ganz großen Wasserroman vor, das Aquarium, wie du es scherzend betiteltest. Sie saß neben mir, jeden Abend saß sie neben mir.

Sie gehörte so zu jener Art von weiblichen Wesen, wie sie damals so häufig in unserem Geniekreise plötzlich auftauchten und da waren — niemand wußte, woher, wieso, wozu — jeder dachte, aha, die wird wohl der mitgebracht haben, oder auch der — was geht's mich an?

Sie hieß anfangs Cäcilie und war ziemlich alt. Aber je länger ich an meinem Roman las — mit jedem Donnerstag — wurde sie jünger. Zusehends! Und als ich ans Ende kam und mein ergreifendes Schlußkapitel, in dem sich die Liebenden mit zerschnittenen Pulsadern den Fluten hingeben, ausgelesen hatte — da saß sie hold errötet da, ein ganz junges Mädchen — sie trug sogar wieder einen Zopf und hieß nicht mehr Cäcilie, sondern Cilly.

Du, mein lieber Otto Erich, meintest damals, es

sei das eine erfreuliche Wirkung des vielen kalten Wassers, das in meiner Dichtung eine so große Rolle spielt, und rietest mir, ein Sanatorium auf den Roman zu gründen — aber mir und anderen schien es mehr die Liebe zu sein, welche diesen verjüngenden Einfluß ausgeübt hatte — und es dauerte denn auch nicht lange, so erhielt ich auf meine diesbezügliche Anfrage von Cilly schamhaft, aber prompt das Geständnis, daß ich es sei, dem ihr ganzes Herz gehöre und daß sie ohne mich nicht länger leben könne.

Ich hatte eigentlich nur aus Neugier danach gefragt, und weil man sich als Jüngling geniert fühlt, wenn man eine einigermaßen passable Gelegenheit nicht beim Zopf nimmt, die anderen lachen einen dann aus und das will man nicht. Freilich ist das kein hoher ethischer Gesichtspunkt, aber — doch ich will nicht abschweifen.

Meine Stimme hatte es ihr angetan, mein Organ — von dem Roman hatte sie gar nichts gehört — der Wohlklang meiner Rede hatte sie erobert.

Ich hatte alles eher als das Gefühl einer über-

strömenden Seligkeit, nachdem mir Cilly das süße Geheimnis ihres Mädchenherzens verraten hatte. Als ich jedoch ihre wirklich recht schönen tiefen Augen sich langsam mit Tränen füllen sah, beschloß ich, sie zunächst einmal tüchtig abzuküssen und das tat ich denn auch.

Es blieb am Tische nicht unbemerkt, wurde aber mit Wohlwollen, ja mit Jubel aufgenommen, und alles trank dem neuen Liebespaar begeistert zu. Wie sagt Zarathustra? ‚Viele kurze Torheiten, das heißt bei euch Liebe.‘

Den Abend und die Nacht machte ich mir denn auch weiter keine Bedenken. Der ganze Geniekonvent schwamm in Wonne und mein Stilgefühl sagte mir, daß ich mitschwimmen müßte. Vom Kuhstall ging es noch in ein Café der Friedrichstraße und Cilly versäumte den letzten Stadtbahnzug und die letzte Pferdebahn — ich mußte sie in einer Droschke zweiter Güte nach Hause fahren. Sie wohnte am Lausitzer Platz in der Nähe des Görlitzer Bahnhofs.

Es fehlte mir in den nächsten Tagen nicht an Gewissensbissen, ich brachte es sogar zu einem

guten Vorsatz und beschloß, die Landpartie am Sonntag, die ich mit ihr verabredet hatte, dazu zu benützen, ihr reinen Wein einzuschenken und sie mannhaft von mir loszureißen.

Denn mein Gott: ich war ja doch verlobt! In meiner Vaterstadt zu Düsseldorf am Rhein lebte mir meine in allen bürgerlichen Ehren anverlobte Braut, Emma, die einzige Tochter eines angesehenen und wohlbegüterten Kammgarnfabrikanten. Sie lebte mir und wartete darauf, daß ich mich sobald als möglich habilitieren würde. Darauf warteten mit ihr mein gestrenger Vater, Amtsgerichtsrat seines Zeichens, meine Mutter, meine Schwiegereltern, meine Tanten, meine Professoren in Bonn, meine Herren Gläubiger in Bonn — kurz alles wartete darauf. Und die Sachen waren ja so weit auch alle in schönster Ordnung, den Doktor hatte ich ja glücklicherweise schon hinter mir und mein Vater hatte seinen Widerstand gegen meine akademische Karriere aufgegeben, nachdem mein Schwiegervater, sein alter Schulfreund, erklärt hatte, so viel Kammgarn habe er nun doch im Laufe seines tätigen

Lebens schon verkauft, daß er sich einen lumpigen Professor als Schwiegersohn leisten könne.

Und nun — diese Cilly?

Mir wurde ganz heiß — ich hatte so wie so schon viel auf dem Kerbholz. Die gute bürgerliche Gesellschaft da am Rhein hatte ohnehin schon manche harte Nuß von mir zu knacken bekommen. Daß ich nicht bei meinem Examensvater in Bonn geblieben, sondern nach Berlin gegangen war, wo wir doch gar keine „Beziehungen“ hatten, daß ich Romane schrieb — einer war sogar schon gedruckt — und daß ich täglichen Umgang mit „Genies“ hatte, das waren alles recht bedenkliche Dinge. Auch wurde bemängelt, daß ich nicht häufig genug an Emma schrieb, daß ich im Anfang freimütig gewesen war und über die in Berlin empfangenen neuen starken Eindrücke offenherzig berichtet hatte.

Und nun — diese Cilly?

Nein. — Und nach einer in tiefem Schweigen vorübergegangenen Dampferfahrt auf der Oberspree saß ich beklommen, aber entschlossen vor ihr an einem entlegenen Tische des Restaurationsgartens und sagte

ihr das alles und versuchte mich ihr in jeder Weise auszureden. Ich sprach lange und eindrücklich.

Aber, ob es nun wieder der Zauber meiner beredten Stimme war, auf die hin ich ja Professor werden wollte, oder ob ich doch nicht hart genug war, kurz: je länger ich sprach, desto freudiger und begeisterter wurde der Ausdruck von Cillys Augen — ich mochte reden, was ich wollte, ob ich ihr nun einen höchst traurigen Roman vorlas oder ihr schonend einen motivierten Abschied gab — es wirkte das eine wie das andere — erobernd auf sie. Sie strahlte förmlich und merkwürdig: an dem Abend schien sie mir zum erstenmal auch wirklich schön und lieb und begehrenswert.

Und so vollzog sich denn mein Schicksal. Ich wurde definitiv Genie, Cilly auch und so zogen wir der Einfachheit halber zusammen.

Nun wurde keine gelehrte Streberkorrespondenz mehr geführt, der ganze akademische Klüngel wurde vor den Kopf gestoßen — und als ehrlicher Mensch schrieb ich meiner Braut rund und nett ab.

An Vater und Mutter ging ein endlos langer

— sehr wohl überlegter Brief ab, in dem ich meinen Schritt zu motivieren versuchte.

Die einzige Antwort, die ich hierauf jemals erhalten habe, ist das Ausbleiben der monatlichen Postanweisungen gewesen — meine beiden Eltern sind gestorben, ohne mit einem Worte je wieder meiner zu gedenken. Es waren bravere aber auch härtere Menschen als ich.

Nun kamen schwere Zeiten für Cilly und mich. So einfach aufwärts ins Große ging die Linie nun nicht, wie ich sie mir in Momenten der Begeisterung nach meiner Emanzipation von der bürgerlichen Gesellschaft vorgestellt hatte. Es hieß ums tägliche Brot arbeiten. Und bald genug nicht allein für mein tägliches Brot, sondern auch für das Cillys.

Der Beruf einer Turnlehrerin ist schwer zu vereinigen mit einem anderen natürlichen Beruf der Frau. Cilly empfand es nach einiger Frist als unvereinbar mit ihrem Gewissen, ihren heranwachsenden Schülerinnen länger noch als körperliches Vorbild zu dienen, und so nahm sie denn kurz entschlossen ihre Entlassung.



Wie wir uns dann durchgeschlagen haben, damit will ich euch jetzt nicht langweilen — so arg es manchmal zuging, diese Jahre des Nahekampfes mit dem Leben sind doch meine schönsten gewesen und werden es bleiben. Wenn ich so des Abends für meine Rede in irgendeinem Gewerkschaftsverein meine sechs Mark aus schwieliger Faust empfangen hatte und wir beide dann in unerhörtem Leichtsinn in ein gutes Weinlokal gingen und dort für ganz genau fünf Mark dreißig schlemmten — nämlich fünfzig Pfennig mußten für den Herrn Oberkellner und zwanzig für die Stadtbahn übrig bleiben — ja dann fühlten wir uns so... so glückberechtigt, wie kein Rentenbeladener an irgendeinem der Nebentische.

Als ich endlich für meinen Wasserroman einen bürgerlichen Verleger gefunden hatte, beschlossen wir im Interesse des Kindes, der Bourgeoisie die Konzession zu machen und uns standesamtlich betun zu lassen.

Das Kind starb dann."

„Ha!" rief Immanuel. Da er weiter nichts hinzu-

fügte, fand ich keinen Grund zum Einschreiten. Theodor fuhr fort:

„Aber ich lebte mich dann nach und nach ganz gut ein. Ihr wißt ja alle... Ein Faulpelz wie gewisse andere Leute — dabei feixte er mich an — bin ich bekanntlich nie gewesen — meine Verleger fingen an, mir menschlich näher zu treten. Einer ging so weit, mich zu seiner Hochzeit einzuladen!

Und nun — wie merkwürdig: am Vorabend dieses so bedeutenden Ereignisses — das heißt, es war eigentlich zwei Tage vorher — oder — jawohl! Bruno Wille und ich hatten uns noch einen ganzen Abend lang überlegt, ob wir der bürgerlichen Gesellschaft wieder eine neue Konzession machen und uns zu dieser Verlegerhochzeit (— natürlich Saal der Gesellschaft der Freunde, Potsdamerstraße —) einen Frack pumpen sollten, oder — — ich hatte ja noch meinen alten Gehrock... aber er...

Also! Wir beschlossen, unserem Arbeitgeber mitzuteilen, daß wir im Kleide unserer Arbeit — ich

als Verbreiter der Wissenschaft in Arbeiterkreisen im schwarzen Rock — er als Prediger der freireligiösen Gemeinde in brauner Joppe — erscheinen würden — oder gar nicht. Übrigens, Otto Erich, du bist doch auch bei der Hochzeit gewesen?"

„Ich hatte noch meinen Referendarsfrack! Pardon."

„Ja so. — Nun mußte ich damals jeden Morgen von Großlichterfelde mit der Bahn so um neun Uhr nach Berlin fahren, wenigstens Mitte des Monats, in der Zeit, wo das Monatsheft, das ich damals redigierte, abgeschlossen wurde. Wie gesagt: wenige Tage vor der Verlegerhochzeit war ich denn auch frühmorgens aufgebrochen, hatte meiner Cilly, die noch im Bett blieb, den Abschiedskuß gegeben und war zum Bahnhof geeilt.

Als ich dort ankam und noch auf den Zug warten mußte, sah ich meine Mappe durch und fand, daß ich das Manuskript, das ich am Abend vorher im Bett gelesen hatte und auf das es mir heute gerade ankam, auf dem Nachttisch liegen gelassen hatte. Ich sah nach der Uhr — es war vielleicht noch Zeit und spornstreichs, fast im Lauf-

schritt, eilte ich nach Hause zurück und eins, zwei, drei in das eheliche Schlafgemach. — —

Meine lieben Freunde! Ihr alle wißt, daß die Ehe sich im Laufe der Jahrtausende immer entschiedener zur Monogamie entwickelt hat, daß sie sich in den heute ausschlaggebenden Kulturvölkern darstellt als ein Vertrag zwischen einem Manne mit einer Frau und daß sie somit auf dem Prinzip der gegenseitigen Treue basiert."

Hier glaubte ich Theodor unterbrechen zu müssen:

„Entschuldige, lieber Freund," sagte ich, „du scheinst jetzt bereits zum theoretischen Teil des heutigen Abends übergehen zu wollen, doch mußt du es unserem durch dich erregten stofflichen Interesse zugute halten, wenn wir dich bitten, zunächst deine Erzählung zu Ende zu führen: wir sind begreiflicherweise alle sehr gespannt, ob du dein Manuskript auf dem Nachttisch gefunden und ob du dann den Zug noch rechtzeitig erreicht hast?"

„Ja: ich habe das Manuskript auf dem Nachttisch gefunden, aber den Zug habe ich nicht mehr rechtzeitig erreicht, denn ich fand außerdem meinen

lieben guten Herzensfreund Benjamin an Cillys Seite in meinem Ehebette: er hatte keine Zeit gehabt, sich aus liebender Umarmung loszureißen.

Ach ja! Dieser Augenblick war sehr merkwürdig. Ich kann wohl sagen: Wir waren alle drei heftig erschrocken.

Ich hatte mir einen akuten Ehebruch mit den darauf folgenden furchtbaren Szenen früher immer ganz anders gedacht. Es ging eigentümlich schlicht zu — denn ohne daß irgendwie große Worte gewechselt worden wären, weinten wir einfach alle drei: die beiden im Bett und ich auf dem Stuhl vor dem Bett, auf dem noch die Beinkleider Benjamins lagen. Und zwar weinte Cilly, weil ich so unvermutet zurückgekommen war, Benjamin weinte als Freund, weil er meinen tiefen Schmerz sah und sich Vorwürfe machte, und ich — nun ja: ich wäre vielleicht bei jedem anderen in einen großen Zorn geraten, aber im Anblick meines mir so herzlich vertrauten Freundes, dieses lieben, frischen, blondlockigen Jungen, zu dem ich ein so ehrliches Zutrauen besaß, von dem ich so fest überzeugt war,

daß er alles, alles für mich zu tun imstande war — nur dies nicht — konnt' ich nichts anderes machen, als mich auf seine Hosen setzen und weinen.

Der erste, der die Fassung wieder gewann, war Cilly. Sie hielt beide Hände vor die Augen und sagte, noch schluchzend:

‚Geh doch ins Eßzimmer, Theodor, damit sich Benjamin wieder anziehen kann.'

Benjamin genierte sich vor mir!

Ich ging traurig ins Eßzimmer und nahm am Büffett langsam drei Gläschen Gilka zu mir.

Dann überdachte ich die Situation. Das Haus, die Villa, in der wir wohnten, gehörte Benjamin. In der generösesten Weise hatte er uns die aus fünf Räumen bestehende Wohnung des nur einstöckigen Hauses zur Verfügung gestellt — an jenem unvergeßlichen Abend, als wir miteinander Bruderschaft getrunken hatten. Er selbst beschränkte sich auf die beiden oberen Mansardenzimmer. Von Geld war zwischen uns nie die Rede gewesen, im Gegenteil: er hatte als der von Haus aus Wohl-

habende alles Vorkommende immer stillschweigend bezahlt.

Das fiel mir nun jetzt alles schwer aufs Herz. Denn obwohl ich daran nicht zweifeln konnte, daß mir Benjamin eine aufrichtige und ehrliche Freundschaft, ja sogar — entschuldigt! — Verehrung von Anfang an entgegengebracht hatte — mir persönlich, mein' ich — so war ich doch jetzt darüber im unklaren, seit wann er... meiner Cilly diese... morgendlichen Aufmerksamkeiten erwies und bis zu welchem Grade seine Sympathie für mich durch sie genährt und gesteigert war.

Diese Dinge komplizierten den Fall — denn, du lieber Gott, auch in den merkwürdigsten Lebenslagen möchte man doch immer ein anständiger Mensch bleiben."

„Atavismus!" rief Immanuel. Durch eine Art Kardinalsgeste rief ich ihn zur Ordnung und er nickte mir ein Versprechen des Schweigens zu. Theodor fuhr fort:

„Ich weiß nicht, wie ihr über Gilka denkt. Ich habe ihn seit jenem Tage nicht mehr getrunken.

Aber es wäre unrecht von mir, wenn ich die wohltätige Wirkung dieser für uns damals sozial gebotenen Form des Alkohols hier nicht dankbar erwähnen würde. Ihr verdanke ich es, daß ich, als Benjamin mit gesenktem Haupte, wie einer, der weiß Gott was verbrochen, aber vollständig bekleidet, ins Zimmer trat, meine Selbstbeherrschung vollständig wiedergewonnen hatte. ‚Mein lieber Junge,' sagte ich zu ihm, ‚ich habe der Verführung, den Großartigen zu spielen und euch, eingedenk meiner Theorie, daß jeder Erwachsene geschlechtlich über sich frei verfügen kann, das Geschehene einfach nachzusehen und als Bagatelle zu behandeln, mannhaft widerstanden. Ich bin dir Geld schuldig!'

Dieses Wort traf Benjamin härter als eine Ohrfeige, er zuckte zusammen und errötete bis unter seine blonden Locken. Das kam daher, daß er im Grunde ein guter und nobler Bursche war, nur noch gräßlich jung und durch unsere ethischen Freiübungen um einige Hemmungen gekommen. Er wußte nichts zu sagen und ich fuhr also fort: ‚Es muß darum reiner Tisch gemacht werden — du wolltest

ja so wie so demnächst nach Paris gehen, das wirst du nun heute noch tun und Cilly wird dich begleiten. Bitte, keine Widerrede! Das ist auch sonst in jeder Beziehung gut für dich, denn ich kenne zwar Paris nicht, aber man sagt, daß die dortigen Mädchen und Frauen leichtsinnig und verführerisch sind — da ist es denn bei deiner großen Jugend gut und nützlich, wenn du dort eine ältere Frau an deiner Seite hast, die dich vor Torheiten bewahrt.‘

Benjamin setzte sich und sann erst vor sich hin. Cilly trat ein im Morgenrock mit dem Taschentuch in der Hand: sie glaubte, es würde noch weiter geweint.

Aber ich disponierte nun ganz ruhig, wie alles geordnet werden sollte — als meine Frau erfuhr, daß ihr eine Reise nach Paris bevorstand, wurde auch sie besonnen und gefaßt. Abends gegen halb zehn fuhr der Zug — ich begleitete sie zum Potsdamer Bahnhof.

Meine lieben Freunde — nie war ich artiger als an diesem Tage. Für beide hatte ich am Schluß

eine Aufmerksamkeit, für Cilly eine Flasche Parfüm, für Benjamin eine Flasche Gilka. Als der Zug hinausgedampft war, trank ich im Bahnhofsrestaurant eine Menge von dem köstlich gehaltenen Kulmbacher Bier, das es dort gibt — ach, meine Lieben: was wären wir in zahllosen Momenten unseres Lebens ohne ein Getränk — heute wiederholt sich der Tag, von dem ich euch eben erzählt habe — heute ist es Schipf, den wir trinken — hast du auch allen eingeschenkt, liebes Mädchen? — Ja, ich sehe: die Waffen sind gut und gleich — stoßt mit mir an, liebe Freunde!"

Das taten wir, standen alle auf, stießen ohne Worte mit ihm an, setzten uns wieder — der pragmatische Teil des Abends war erledigt.

Man schwieg. Aber ich bemerkte, daß nun die anderen auf mich sahen, der ich eigentlich gern noch ein wenig nachgedacht hätte. Ich blieb 'mal wieder im Tempo zurück.

„Also," sagte ich aber schließlich doch. „Wir wissen nun, aus welchem festlichen Anlaß wir heute abend hier versammelt sind. Es handelt sich um

eine Gedächtnisfeier... um eine aparte Gedächtnisfeier. Wir sind heutzutage vielfach aparter, als wir wünschen und als es uns bekömmlich ist. Dieses Mädchen dagegen — es war gerade, um mein Glas zu füllen, an meine Kiste herangetreten — dieses Mädchen, bei dem die typischen Eigenschaften noch alle anderen überwiegen, wie Theodor uns gesagt hat, wäre wohl geeignet, zunächst und zu allererst einmal seine Meinung über unser Thema... ja wie heißt denn eigentlich unser Thema?"

„Die Ehe!" riefen alle wie aus einem Munde.

„Also seine Meinung über die Ehe zu sagen."

Nun war das Mädchen zunächst blöde und wollte sich nicht äußern. Aber ich streichelte ihr die Profile und redete ihr gut zu, sie möchte doch ruhig 'mal sagen, wie sie über die Ehe dächte.

Und da — ganz schnell — und trotzig und tieferrötend sagte sie:

„Die Ehe ist das Allerschönste von der Welt!"

Da hatten wir's. Ich fand das so hübsch und sie sah auch so gut dabei aus, daß ich ihr, weil

ich sie gerade bei der Hand hatte, einen tüchtigen Kuß versetzte, worauf die vier verschnörkelten Zionistenbeine an ihrer Kiste einen Mordsradau vollführten — sie trommelten mit den Fersen gegen die Bretter.

Ohne daß ich ihm das Wort gegeben hätte, erhob jetzt Immanuel seine Stimme und sprach:

„Siehst du, Otto Erich: das ist eben deine Inkonsequenz — er duzte mich unverdrossen weiter — da küssest du nun dieses Mädchen, weil es eine solche Banalität gesagt hat, und du weißt doch ganz genau, daß es uns darauf ankommen muß, die Weiber zu demoralisieren, ihnen den moralischen Plunder, alle diese ethischen Rückständigkeiten nach Kräften auszutreiben — früher werden wir es doch nie zu einer erotischen Kultur bringen. Und vollends diese europäische Monogamie — das mußtest du doch schon von Paul Scheerbart wissen — ist und bleibt einfach eine Schamlosigkeit, nur sie kann zu solchen geschmacklosen Auftritten führen, wie uns

Theodor eben einen geschildert hat. Weißt du, was ich vorhabe? Ich gehe nach München und gründe ein „Damenblatt“, eine Wochenschrift für Damen, eine Art Modenwelt, in der ich unserer entsetzlich kompakten Majorität von Weibern endlich einmal die Wege und Gassen zu einem ästhetischen Raffinement des Lebens weisen werde — eine Art Modenwelt, in der ich ihnen endlich ihre wirklichen, natürlichen Waffen in die Hand oder wenigstens an die Hand geben werde — damit sie wissen und begreifen, was sie können und in Wahrheit vermögen — hinausleuchten möchte ich sie aus diesen monogamistischen Sackgassen, in die sie durch eine abgestorbene Moralistik verängstigt, verjagt und verhetzt sind — hinausleuchten ins Freie!“

Immanuel schwieg, ohne daß ich ihm das Wort entzogen hätte. Ich erteilte es hierauf den beiden Zionisten.

Sie mußten es wohl durch eine Art Knobelspiel mit ihren vier Beinen untereinander abgemacht haben, daß nur der eine sprach.

„In Zion“, sagte er: „Moses hat uns erlaubt vier Frauen für jeden von uns — zwei wirkliche und zwei, was sind Sklavinnen. Gut so, wenn geht.“

„Aber es geht nicht“, rief das Mädchen — und wir merkten erst jetzt, daß sie sehr beleidigt war, nicht durch meinen Kuß, sondern durch die Reden der Herren.

Ich winkte ihr freundlich beschwichtigend Schweigen zu und gab Karl Henckell das Wort — aber dieser schüttelte nur den Mund und schwieg weiter.

Panizza war jetzt nicht mehr zu bändigen. Er erhob sich ziemlich schwerfällig von dem famosen Bettsack, stand aber dann sehr stramm aufrecht, wie es sich für einen Bekenner geziemt und begann:

„Meine Herren! Mich interessiert die ganze Frage natürlich nur vom kirchlichen Standpunkte aus. Schon Karl Stemann hat gesagt: Die Ehe ist nicht von Gott gestiftet, sie ist eine Erfindung des Teufels, und deshalb hat sich die Kirche ihrer angenommen. Und so, meine Herren...“

Panizza sprach noch viel mehr. Aber ich habe meinem Verleger versprochen, daß in dieser Ge-

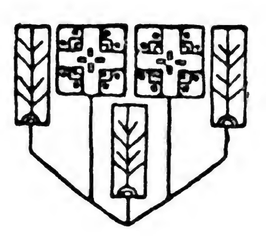
schichte, die ich für ihn geschrieben habe, nichts Anstößiges vorkommen darf und deshalb muß ich den weiteren Inhalt von Pa izzas Rede verschweigen.

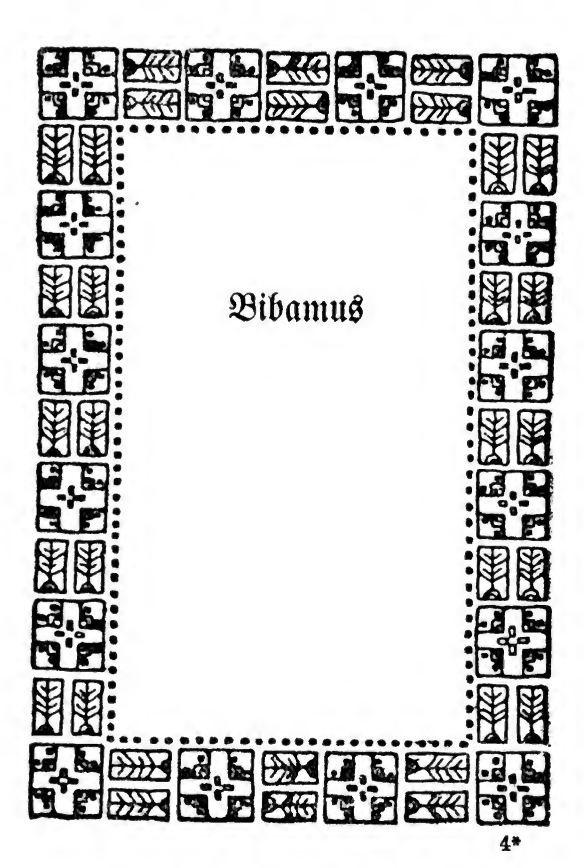
Er wurde übrigens schließlich doch zum Schweigen gebracht, denn das Mädchen erklärte, sie müsse so wie so jetzt heimgehen — sie war in dem benachbarten Restaurant Seehof bedienstet — und was der Mephisto spräche, wär' ein „chaibe tumm's Züg" und wir wären alle ganz dumme „Cherrli" mit Ausnahme von mir und dem Herrn Doktor Henckell. Wir beide hatten nämlich nichts geäußert...

Nunmehr ergriff ich aber das Wort und sagte: „Dieses Mädchen hat den schönen und gütigen Ton der Natur in unser überreiztes und gespreiztes Wortgetue gebracht, und deshalb schlage ich vor: wir schließen dieses Fest, das wir heute zur Erinnerung an Cillys Durchbruch feiern, damit, daß wir alle unsere Reste auf das Wohl des Mädchens leeren und diesem dann in den Seehof folgen, wo es hoffentlich noch etwas zu essen gibt."

Darauf stießen wir alle mit dem Mädchen an, das dem Panizza dabei eine Ohrfeige dedizierte,

und dann gingen wir hinter ihr her in den Seehof, wo dieses unvergeßbare Ehefest einen von uns allen vergessenen Abschluß fand.





Vibamus

1. Akt.

Hotel ersten Ranges, Zimmer zu 20 Mk.
Auf dem Sofa ein Brautkleid.

Whisky (in einem bis über die Füße reichenden Schlafrock, sitzt in einem Sessel und stumpfsinnt vor sich hin). — Lydia (sehr fidel, sehr elegant, im Straßenkostüm, tritt auf): Hurra! Guten Morgen, Alterchen. Na — schon auf? Hast du gut geschlafen? Wie ist es dir denn bekommen? — Whisky (bleibt undeutlich). — Lydia: Nu ja. Es ist ja doch immer 'ne Sache für so'n ollen Herrn! Aber weißt du, riesig nett find' ich es von dir, daß du mich geheiratet hast. Schneidig. Wirklich, ich bin sehr froh darüber! Und daß ich nun nicht mehr das Klavier zu schlagen brauche... Und wofür ich dir so ganz besonders dankbar bin, daß du nicht erst einen verständigen Menschen um Rat gefragt hast, sondern einfach: „Willst du meine Frau werden?" „Jawoll!"

Fertig ist die Laube. So richtig, was man 'ne besoffene Verlobung nennt. Famos! (Sie lacht aus vollem Herzen.) — Whisky (bleibt ernst und undeutlich). — Lydia: Ja, aber was ist denn mit dir? Du machst ja son betrübtes Gesicht. Verkatert? Soll ich dir Kognak bestellen? — Whisky (schüttelt den Kopf und deutet auf das Büfett, wo bereits alles bereit steht). — Lydia (schenkt ihm ein): So, hier... (Er trinkt einige Gläser.) Nun hör 'mal, aber das sag' ich dir: daß du nu nicht etwa nachträglich doch noch anfängst nach meiner werten Vergangenheit zu fragen. Das wär' doch nun zu dumm, denn was kann dabei 'rauskommen? — Whisky (nickt schwer): Ich — versprech' es dir. — Lydia: Nicht wahr, das siehst du ein. Nie sollst du mich befragen usw. Von gestern abend ab, nur du und ich! Nur du und ich! Laß nicht Altes dazwischen kommen! — Whisky (unruhig): Woher.. weißt du? — Lydia: Was? — Ist dir nicht wohl? — Whisky: Woher weißt du... von dem? — Lydia: Ich weiß nichts. Was ist? — Ach! Hast du wieder Männerchen gesehn? — Whisky

(düster): Nichts — Männerchen? — Lydia: Aha! Dann ist dir wohl deine verstorbene Frau erschienen? Nu ja: Du hast ja auch wieder einen Mords-zacken. — Hm. Na, was sagte sie denn? — Whisky (bleibt undeutlich). — Lydia: Wie? — Hat sie was von mir gesagt? — Whisky (heftig): Weg! Weg! — So! (Er streicht mit der einen flachen Hand über die andere Handfläche, dann mit dieser wieder über die erste. Und so weiter, jedesmal mit einem starken): So! — Lydia (mitleidig zu ihm herabsehend): Na, ja... Ah! (Sie seufzt.) Also, was hat sie denn gesagt? Von mir? — Whisky (schweigt). — Lydia: Willst du's mir nicht sagen? — Whisky (nach einigem Nachdenken): Nein. — Lydia: Na, dann läßt es bleiben. Aber jetzt mußt du dich anziehn. Geh hinein. Du mußt zum Frühschoppen. (Sie schiebt ihn rechts ab.)

Vorhang.

2. Akt.

Hotel ersten Ranges, Zimmer zu 35 Mk.
Links ein prachtvoller Schrank.

Whisky (tritt herein mit einer Visitenkarte in der Hand. Hinter ihm ein Hoteldiener. Er murmelt diesem etwas ins Ohr). — Der Diener: Oui, Monsieur. (Ab). — Whisky (geht zu dem prachtvollen Schrank, in dem man eine Reihe Karaffen und Gläser sieht. Er nimmt eine Karaffe und ein Glas und schenkt sich rasch hintereinander zwei Gläser ein. Dann schließt er den prachtvollen Schrank). — Dr. Kann (mit einem großen Etui unter dem Arm, sie drücken sich stumm die Hände. Dr. Kann stellt das Etui vorsichtig auf den Tisch). Er ist auch da? — Whisky: Woher wissen Sie? — Dr. Kann: Ich bin ja sein Onkel und Vormund. — Hat er das Verhältnis mit Ihrer Frau schon lange? — Whisky (mürrisch): Woher soll ich das wissen? —

Dr. Kann: Na, Sie sind doch ihr Mann! — Whisky: Ja, aber nur so... Sagen Sie' mal, was war eigentlich die Person früher? — Dr. Kann: Sie — hatte immer etwas gegen das Klavier... — Whisky (sieht sich ängstlich um): Wer ist sie? — Dr. Kann: Lahm ist sie auch. Manchmal. — — Whisky: Lahm? — Dr. Kann: Ja. Ach, das ist eine furchtbar komische Geschichte. Eines Tages tauchte sie in einem Badeort auf als berühmte Pianistin — aber lahm. Das heißt bloß an den Füßen. Sie konnte das Pedal nicht mehr treten. — Whisky: Ach so. — Dr. Kann: Sie können sich vorstellen, wie gern die Herren ihr halfen. Alles wollte Pedal für sie treten. Man schlug sich darum. Besonders einer, der jüngste Badearzt, der Vernarrteste von allen, hatte schon ganz zerschundene Kniescheiben. Er hatte in dem Hotel, in dem sie wohnte — einem Hotel ersten Ranges — ein Zimmer neben ihrem genommen — das Zimmer zu 5 M. 70. Er lag und lauschte, ob sie sich rührte — da hörte er sie aufstehn, herumgehn — er sah durchs Schlüsselloch — sie tanzte. — Whisky:

Tanzte? — Dr. Kann: Tanzte den perfektesten Kankan der Welt — als ob sie sich niemals in anderen Formen bewegt hätte. Ist das nicht amüsant? — Whisky (düster): Ergreifend. (Er springt auf und geht erregt umher. Mit einem Male denkt er an den prachtvollen Schrank, geht hin und öffnet. Aber es fällt ihm ein, daß jemand da ist. Er wirft die Tür wieder zu, eilt wieder zu seinem Stuhl und setzt sich. Überwältigt): Warum haben Sie mir nichts gesagt? — Dr. Kann: Ich wollte Sie schonen. — Na und dann: kann man einem so fidelen Mädchen böse sein? — Whisky: Hm... — Dr. Kann: Die Geschichte fand ich auch noch gar nicht so schlimm, aber daß sie Ihre verstorbene Frau Gemahlin umgebracht hat, das — muß ich sagen — find' ich schon etwas stärker. — Whisky: Meine... Amalia?! — Dr. Kann: Nu ja... es ist ja eigentlich noch viel komischer. — Whisky: Aber: ich saß ja immer dabei. — Dr. Kann: Eben deshalb! (Er lacht.) Nicht mit Dolch oder Gift oder sowas — mit den Augen, mit dem Willen — und mit dem Klavier. Sie wollte den Platz Ihrer Frau haben. Ja. So

war es, ein Idyll: sie spielte, Sie tranken und die Frau wurde immer weniger. Bis ich dann dazwischen kam und die Klavierspielerin an die Luft setzte. — Whisky: Aber sie war doch dazu engagiert... — Dr. Kann (lacht): Eben! Das war ja das Komische. — Whisky: Die Krankheit war doch eine ansteckende... — Dr. Kann: Ja, ja. — Whisky: Und Borgny war doch deshalb nach Amerika geflohn. — Dr. Kann: Eben, die Liebe überwindet alles. Sie ist übrigens wieder hier. — Whisky: Hier? Im Hotel? — Dr. Kann: Jawohl. Nr. 32. Zimmerpreis 6 Mk. Kolossal, wie ähnlich sie Ihrer Frau sieht! Kleidet sich auch so. — Adieu. (Ab.) — Whisky (geht wieder mechanisch zu dem prachtvollen Schrank. Als er sich umdreht, sieht er, daß Dr. Kann fort ist. Er bemerkt, daß Dr. Kann die Tür hat offen stehen lassen und will sie schließen. Draußen vor der offenen Tür steht eine Dame. Whisky taumelt zurück und ruft): Lydia! Aber Lydia! — Lydia (kommt von rechts hereingestürzt, in elegantem offenen Morgenrock und losem Haar. Sie sieht ebenfalls die Dame und eilt auf ihren Mann zu.

Sie stehen angstvoll aneinander gedrängt. Die Dame draußen hat eintreten wollen, geht aber weiter). — Whisky: Das zweitemal! Nun kann niemand mehr daran zweifeln. — Lydia (außer sich): Aber was ist denn das? — Whisky (empört): Sagt dir das dein Gewissen nicht? — Lydia: Mein Gewissen? Mach' 'mal die Tür zu. — Whisky: Ich trau' mich nicht. — Lydia: Aber ich. (Die Tür wird von außen geschlossen.) Siehst du! Du bist natürlich wieder betrunken. — Whisky: Was bin ich? — Lydia: Ein Betrüger bist du! Hast du mir nicht feierlich versprochen, was hinter uns liegt, soll begraben sein? Und jetzt fragst du diesen alten Rulpe, den Dr. Kann, über mich aus, als ob ich im Verbrecheralbum Kabinettformat hätte. — Whisky: Aber Lydia —? — Lydia: Was denkst du alter Esel dir denn eigentlich! — Whisky (mit Würde): Ich gehe, aber ich sage dir — ich sage dir —! (Geht.) — Lydia (ihn nachäffend): „Ich sage dir — ich sage dir —“ Du bist ein elender Kerl und weiter nichts. — Langfried (tritt ein. Dämlich): Stehst du da? (Er geht lang-

sam vorausgenießend auf sie zu.) — Lydia (hat ihn an der Stimme erkannt. Sie führt beide Hände zur Brust, ohne sich umzuwenden). — Langfried (flüstert ihr ins Ohr): Danke auch noch für gestern abend! (Umarmung.) — Lydia (leidenschaftlich): O, niemand darf uns trennen, Langfried. Niemand in der Welt kann dir sein, was ich dir bin. Hast du es nicht selber gesagt, hast du nicht? Antworte! — Langfried (küßt sie leidenschaftlich): Ist das Antwort genug? — Lydia: Nie genug! — — Langfried, laß uns reisen! — Langfried: Jetzt? Muß es gleich sein? — Lydia: Noch heute nacht! — Langfried: Nu ja, meinetwegen, aber nun laß uns doch erst 'mal... Setzen wir uns! Wir haben ja eigentlich noch gar nicht miteinander gesprochen. Denn gestern abend — Lydia: Na? — Langfried: Ich schweige von gestern abend. Es war zu schön, um davon zu sprechen... — Lydia: Also setzen wir uns.. — Langfried: Aber so wie immer. (Sie gruppieren sich auf der Chaiselongue): So! Na, was macht denn der Herr Gemahl? — Lydia: Danke, er sauft so weiter. Aber er wird mir immer

widerlicher — weißt du, schon deshalb müssen wir reisen. Auch deiner Arbeit wird es wohltun. — Langfried: Meinst du meiner Undine? — Lydia: Was? Du komponierst eine Undine? — Langfried: Ja... — Lydia: Aber Mensch, es gibt ja schon eine, von Lortzing. — Langfried: Du, meine Welle! Wirklich? Gibt es schon eine? Oh, meno male: es kommt mir auf die Zahl nicht an. Sagen wir Undine, Dodine, Tredine... — Lydia: Dodine?! — O ja, das klingt auch schöner... — Langfried (zärtlich): Dodine! — Lydia: Du liebst mich eben nur in deiner Musik... — Langfried: Unkörperlich? — Lydia: Na! — Langfried: Eben. Das wollt ich doch sagen... — Lydia (leidenschaftlich): O Langfried! — Schon dieser Name! Den gab man dir um meinetwillen. Du sollst mein langer Friede sein. (Sie drückt sich dicht an ihn.) — Langfried: Meine Dodine! — Lydia: O! — O geh mit mir in die Stadt! Jetzt gleich! (Sie springt auf.) — Langfried: In die Stadt? (Er erhebt sich.) — Lydia: Ich muß noch etwas Reisegarderobe haben. — Langfried: Ja so. Die Hauptsachen vergißt man immer. — Na, also

gehn wir. (Er geht zur Tür im Hintergrunde.) — Lydia (flüstert ihm nach): Mein Langfried!...? (Sie geht zur Tür rechts.) — Langfried (vor der Tür im Hintergrunde, dreht sich um): Hm? — — Lydia (die jetzt an der Tür rechts steht): Gehst du da hinaus? — Langfried: Gibt's einen andern Weg, — der frei ist? — Lydia (gleitet rechts rückwärts hinaus). — Langfried (ihr nach) — —. — Dr. Kann (tritt ein): Pardon! (Er sieht sich um): Ich hatte das hier vergessen. (Er nimmt das Etui vorsichtig vom Tisch und geht ab.)

Vorhang.

3. Akt.

In demselben Hotel ersten Ranges, ein kleineres Zimmer zu 6 Mk. 50.

Langfried (steht vor einem großen geöffneten Koffer und sortiert Noten. Es klopft): Herein! — Dr. Kann (kommt herein mit seinem Etui, das er sorgfältig unter dem Arm trägt). Ah? Du packst? — Langfried: Die Noten müssen dann und wann sortiert werden. Sonst... — Dr. Kann (stellt sein Etui mit Sorgfalt auf den Sofatisch): So, so... du weißt, ich bin nicht allein hier. Ich habe ein junges Mädchen mit. — Langfried: Aus Amerika? — Dr. Kann: Ja. Aber sie ist eine Norwegerin. Erst siebzehn Jahre. — Langfried: Ich habe so wenig Zeit... — Dr. Kann: Sie möchte dir eine Geschichte erzählen. — Langfried: Nu ja, natürlich. Aber wann? Jetzt gleich? — Dr. Kann: Warum nicht? — Langfried: Geht das? — Dr. Kann:

Sie ist Amerikanerin und Norwegerin in einer Person. — Langfried: Ja, so... — Dr. Kann (klatscht in die Hände). — Borgny, die stumme Dame aus dem Hintergrund des zweiten Akts, erscheint. — Dr. Kann: Darf ich vorstellen: Miß Cherry-Brandy — mein Neffe Langfried. (Er klingelt. Der Pikkolo erscheint und macht ein fragendes Gesicht.) Na? — Pikkolo: Befehlen? — Dr. Kann: Na? Was sollst? — Piccolo: I woaß net... — Dr. Kann (zu Langfried und Borgny): Er ist noch zu harmlos. Ich halte es nämlich vom dramatisch-technischen Standpunkt aus für richtig, wenn ich jetzt irgendein kleines Geschäft habe, das mich nötigt, euch allein zu lassen... (zum Pikkolo): Na? — Pikkolo (lächelnd): Une personne dit, que monsieur l'attend... (Er deutet mit dem Daumen über die Schulter.) — Dr. Kann: C'est bien. Entschuldigen Sie. (Geht, der Pikkolo folgt ihm.) — Langfried: Bitte! Sie... wollten mir eine Geschichte erzählen? — Borgny: Ja. — Langfried: Und... Sie sind erst siebzehn Jahre alt? — Borgny: Ja. — Kann ich anfangen? —

— Langfried: Bitte sehr. — Borgny: Ich höre, Sie wollen eine Oper schreiben? — Langfried: Die Dodine, ja... — Borgny: Haben Sie schon einen Stoff? — Langfried: Stoff? Ach so. Nein. — Borgny: Sehen Sie, das dacht' ich mir... — Langfried: Aber ich habe diese neue weiße Stimme, wissen Sie, die weiße Klage der Dodine... und die dunkle Stimme, in der sie untergeht... und dann die mattgelbe — ja! Und diesen grünen Ton! Oh! den habe ich ganz besonders! — Borgny: Ja. Aber es muß doch was passieren? — Langfried: Passieren? Warum eigentlich? Wozu diese ewige psychologische Holz- und Haarspalterei? Das Leben soll sich direkt in Farben, in Linien, in Tönen, in der schönen Bewegung, die beim Drama alles ist, manifestieren. Überraschend, frappierend, ewig neu und doch ewig symmetrisch soll das Theater ganz zur kindlich reinen Freude am Kaleidoskop zurückführen... Aber Pardon, Sie wollten mir ja etwas erzählen? Eine Geschichte? — Borgny: Ja, etwas, was in meiner Familie passiert ist. Es ist die Geschichte von der totklavierten Frau. Kennen

Sie sie schon? — Langfried: Nein. — Borgny: Dann passen Sie auf, es gibt vielleicht doch einen Stoff für Ihre Oper. Also eine Dame wurde sehr krank und konnte nicht mehr Klavier spielen. Darüber wurde sie sehr traurig. Und weil sie auch ihre Tochter nicht mehr bei sich haben konnte — — Langfried: Warum nicht? — Borgny: Die Krankheit war ansteckend — da setzte sie ein Inserat in die Vossische Zeitung: eine ausgezeichnete Pianistin zu engagieren gesucht, die Familie hatte nämlich viel Geld. — Trotz der ansteckenden Krankheit meldete sich alsbald ein tapferes Frauenzimmer... — Langfried: Eine Pianistin? — Borgny: Eine tüchtige sogar. Eine berühmte. Sie spielte drauf los und die kranke Dame wurde zusehends gesünder. Es war etwas in ihrem Wesen in ihrem Spiel... die Ärzte wollten schon ein Sanatorium aus ihr machen. — Langfried: Oh! daß die Musik Heilkraft hat — wer kann daran zweifeln? — Borgny: Ja. Nun denken Sie sich aber, was die Kanaille machte? — Langfried: Na? — Borgny: Außer der Kranken war nämlich noch einer da, der zu-

hörte. Ein — scheuer Mann. — Langfried: Von der Kranken? — Borgny: Von der Kranken. Um der Ansteckung vorzubeugen, hielt er den Magen eine halbe Elle hoch unter Rotwein und um diesen besser zu verdauen, half er sich mit gutem französischen Kognak durch. Bloß mittags wurde Sekt getrunken. — Langfried: Er war ein Sonderling? — Borgny: Ein passiver Mensch. Er war entzückt von ihr und da er sehr reich war, so beschloß die böse Pianistin, seine Frau nicht mehr zu heilen, sondern totzuklavieren und dann ihren Platz einzunehmen. — Langfried: So 'ne Gemeinheit! — Borgny: Ja. Sie hatte bald gemerkt, daß, wenn sie falsch spielte, die Kranke furchtbar aufgeregt und elend wurde, während er, der passive Mann, in seinem Dusel dabei ganz aus dem Häuschen kam vor Fidelität. Das merkte sie sich und daraufhin spielte sie denn munter drauf los, bis — — Langfried (still): — bis sie starb. — Borgny: Ja. — Langfried: Und er sie heiratete. — Borgny: Sofort. — Langfried (geht einmal auf und ab): Das ist ergreifend. — Ich gehöre zu denen, die so etwas

nie wieder los werden. — Borgny: Das sollen Sie auch nicht. (Erhebt sich, ruhig): So, da hätten Sie also den Stoff für Ihre Oper. — Langfried: Ja, das muß ich ihr gleich erzählen. — Borgny: Ach, Sie arbeiten mit einer zusammen. — Langfried: Nein, nein, aber... sie ist auch eine große Pianistin. (Er stutzt.) Und Sie sind erst siebzehn Jahr? — Borgny: Siebzehn Jahr und drei Monate. — Langfried: Natürlich, das konnt' ich mir denken. — Erst siebzehn Jahr und drei Monate? — Borgny: Und fünf Tage. — Langfried: Ja so. Und mehr nicht? — Borgny: Wenn ich in ein paar Stunden wiederkomme, werd' ich nach der Uhr sehn. Denn jetzt muß ich gehn, damit Sie ihr die Geschichte erzählen können. (Sie geht ab.) — Der Pikkolo (tritt ein): Madame Whisky est là... (Ab.) — Lydia: Na, was ist denn los? Ich wartete schon auf dich... — Langfried (sieht sie sinnend an). — Lydia: So setz' dir doch den Hut auf. — Langfried (feierlich): Sage mir, Lydia: kennst du schon die Geschichte von der totklavierten Frau? — Lydia: Ach Gott, wenn du mir uzen

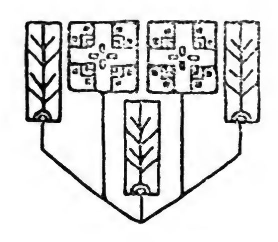
willst, geh' ich wieder. — Langfried (düster): Nein, nein! Eine Geschichte von einer kranken Frau, die so musikalisch war... Man rief eine große Pianistin... Lydia, eine große Pianistin zu ihr. Die Kräfte der Kranken nahmen zu... — Lydia: Jawohl, famos! — Langfried: Du sagst famos? Weißt du denn, was sie tat? — Lydia: Die Pianistin? — Langfried: Sie tötete sie! Denke dir! Ist das nicht ein großartiger Stoff für meine Oper... Denke dir jetzt die Orchesterführung um diese neue böse gelbe Stimme herum... Dann wieder die weiße Klage und dann die porterbraune, dunkle Stimme des scheuen Mannes. — Lydia: Ach, das war ja ganz anders. Wer hat es dir denn erzählt? Natürlich Dr. Kann... — Langfried: Wovon sprichst du? — Lydia: Ach natürlich von deiner totklavierten Frau. Verstehst du denn nicht, daß einem das schließlich bis zum Sterben langweilig werden mußte? Immer dieselbe Situation: da die kranke Madame, in der Ecke der benebelte Gatte hinter seiner Flasche und hier ich am Klavier — spielend und spielend — stunden-, tagelang.

Man kriegt es ja bezahlt! Aber verstehst du nicht, daß man schließlich 'mal daneben haute, aus bloßem Übermut — bloß um sich 'mal Luft zu machen — na, und was merkt' ich da? Der Herr Gemahl quietschte jedesmal vor Vergnügen — es machte ihm einen diebischen Spaß. Halt, dacht' ich, das ist doch eine kleine Abwechslung, und haute nun öfter und gerade an besonders schönen Stellen daneben. Daß es der kranken Frau unangenehm auf die Nerven gefallen ist, glaub' ich gerne, aber — du lieber Gott, an der war doch nichts mehr zu verlieren. Er aber war ganz selig, ganz weg und ich habe mich keinen Augenblick gewundert, daß er mich nach Ableben der Frau stehenden Fußes zu ehelichen wünschte. — Langfried: Lydia, ich fürchte, du bist unmoralisch! — Lydia: Und von dir, mein lieber Langfried, merke ich immer mehr, daß man dich einen Stiefel nennen muß... — Langfried (sinnend): Stiefel? Meinst du? — Lydia (aufhorchend): Hier ist jemand! Jemand, der an der Tür lauscht! (Sie öffnet die Tür links und weicht mit einem Schrei zurück.) — Der Pikkolo (erscheint): Mademoiselle

Whisky est là... (Er grinst.) — Borgny (erscheint hinter dem Pikkolo, den sie hinauswirft). — Lydia: Wer sind Sie?! — Borgny: Die Tochter meiner Mutter... — Langfried: Was?! Der totkla... — Lydia (mit schneidendem Lachen): Ha, ha... Nun ja, jetzt haben Sie ja keine Ansteckung mehr zu befürchten... — Dr. Kann (führt den etwas schwankenden Whisky herein). — Lydia: Na und da ist ja die übrige werte Familie. Traurige Gesellschaft! Versimpelte Bande! Behüt euch Gott, alle miteinander! (Ab.) — Dr. Kann (geleitet Whisky zu einem Sessel). — Borgny: Vater! — O jetzt ist wieder reine Luft in den Stuben. — Whisky (weinerlich): Ja, mein Kind... wir haben alles desinfizieren lassen. Aber jetzt... (Er sieht sich hilflos um.) — Dr. Kann: Jetzt ist der große Moment, in welchem ich Ihnen eröffnen kann... (Er öffnet sehr sorgfältig das Etui. Man sieht einen geschliffenen Flakon mit Gläschen. In den Deckel des Etuis sind in Gold gestickt die Worte: „Ergo bibamus".) Sehen Sie hier, lieber Freund, dies hat Ihnen Ihre Tochter aus Amerika mit-

gebracht. Diese Flasche enthält goldechten allerfeinsten Kentucky-Whisky. (Er schenkt sorgfältig vier Gläschen voll.) Und jetzt, wo die Stuben wieder rein sind, wollen wir anstoßen auf das Blühen, Wachsen und Gedeihen der Familie! — Langfried (mit einem tiefen Blick auf Borgny): Ergo — bibamus...? — Borgny (zieht die Uhr neckisch): Jetzt weiß ich, was die Uhr geschlagen hat: ich bin siebzehn Jahre, drei Monate, fünf Tage und anderthalb Stunden — —

(Umarmung, Verlobung, Schluß.)





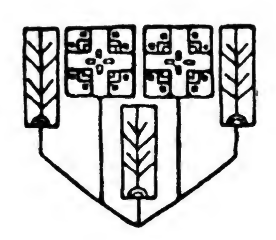
Ich erwachte in Schweiß gebadet

1.

Der Droschkenkutscher.

Es kann auch die Steglitzerstraße gewesen sein, ich glaube aber, es war die Lützowstraße, Ecke der Potsdamerstraße, wo ich in eine Droschke erster Qualität stieg. Ich wollte natürlich nach Eggebrecht in der Friedrichstraße, Ecke der Johannisstraße, weil der Zeltinger dort durchaus trinkbar ist. Ich hatte aber noch einen Menschen auf dem Askanischen Platz, an dem bekanntlich der Askanische Bahnhof liegt, abzusetzen und mußte deshalb diesen Umweg wählen. Als ich bei Eggebrecht ankam, wollte ich dem Droschkenkutscher eine Mark und fünfzig Pfennige geben; aber kaum hatte ich dieses Ansinnen an ihn gestellt, als er mit dem Kriegsruf: zwei Mark! seine Peitsche umdrehte und mir mit dem Peitschenstiel den Zylinder spaltete. Der Zylinder war erst kürzlich bei Habig in Wien ge-

kauft und hatte sechsundzwanzig Mark gekostet. Ich war infolgedessen ein wenig ärgerlich und fragte den Kutscher, wie er auf diesen Einfall gekommen wäre. Ganz verdutzt stieg der Kutscher von seinem Bock und versetzte mir mit der in einen Lederhandschuh gehüllten Faust zwei wuchtige Faustschläge unter beide Nasenlöcher. Dies war mir zuviel und ich wurde vorübergehend bewußtlos. Fritz, der Oberkellner bei Eggebrecht, hat dann, ohne meinem Willen, dem Kutscher zwei Mark gegeben und mich in das Lokal getragen, wo ich in Schweiß gebadet erwachte.



2.

Die Première.

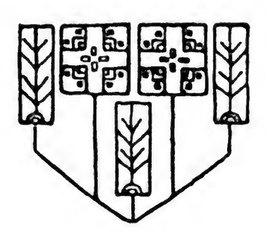
Obwohl sonst unbescholten, hatte ich ein Stück geschrieben. Ein Theaterdirektor erwies sich als derartig befreundet mit mir, daß er es aufführte. Ich konnte nicht umhin, der Vorstellung im verborgenen beizuwohnen. Um den Mitgliedern durch das Klappern meiner Gebeine nicht den Mut zu benehmen, hielt ich mich in den Restaurationsräumen auf.

Plötzlich stürzte ein Oberregisseur, auf dessen Vornamen ich mich nicht mehr besinnen kann, zu mir und rief: „Otto Erich, kommen Sie — gleich fällt der Vorhang!“ Nichts Gutes ahnend, folgte ich ihm hinter die Kulissen. Es war noch nicht zu Ende. Ich hörte von ferne ein fröhliches Lachen, und da die Situation auf der Bühne, wie ich als Dichter wissen mußte, sehr ernst war, so konnte ich

nicht annehmen, daß das Lachen von den Schauspielern ausging. Schließlich fiel der Vorhang und es entstand ein Geräusch, das mir, der ich nicht beim Militär gewesen bin, anfänglich befremdlich erschien. Nach und nach gewöhnte ich mich jedoch an dieses Trommeln und Pfeifen und folgte willig meinem Herrn Oberregisseur, der mir beteuerte, daß er mehrfach meinen Namen habe ausstoßen hören.

Ich betrat die Bühne. Von diesem Moment an habe ich nur noch die schwache Erinnerung, daß die mir zugeworfenen Feldfrüchte alle auf die arme Souffleuse rekochettierten.

In Schweiß gebadet erwachte ich.



3.

In Gesellschaft.

Ich war in einer „Gesellschaft". Die Dame des Hauses hatte mich an ihre Seite befohlen und drückte mir verschiedentlich ihre helle Freude darüber aus, daß ich geboren und überhaupt da sei. Sie wurde immer lebhafter, und ich wußte nicht recht, wie ich mich revanchieren sollte. Da der Wirt des Hauses (und der Gatte der Dame) vorgegeben hatte, mit mir befreundet zu sein, küßte ich ihr nur die Hand, ließ es aber zu weiteren Tätlichkeiten nicht kommen. Darauf wurde die gnädige Frau noch freundlicher und immer freundlicher, und als wir nachher Kaffee tranken, setzte sie sich aufs Sofa neben mich...

Ich stieß einen Schrei aus und erwachte, in Schweiß gebadet.

4.

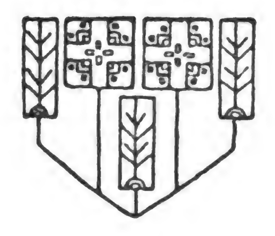
Ein symbolisches Erlebnis.

Ich verließ am Abend meine Wohnung und ging die Karlstraße hinunter. An der Ecke des Olympiariesentheaters war ein Menschenauflauf. Ein erregter Jüngling mit offenbar gewaltsam dekomponiertem Zylinder gestikulierte heftig und schrie, an die Menge gewandt, ein übers andremal:

„Ich bin doch im Recht, ich bin doch im Recht! Ich komme hier um die Ecke — begegnet mir ein wildfremder Mensch und sagt zu mir: ‚Sie Lausbub!‘ Ich bitte Sie, bin ich da nicht im Recht! Eh ich ihm überhaupt noch antworten konnte, schlägt er mich auf den Kopf und geht weiter. Ja, mein Gott, da bin ich doch im Recht, da bin ich doch im Recht!“ Ich fand auch, daß der Mann im Rechte war, und mitleidig trat ich an ihn heran und sagte:

„Hören Sie: Ich will Ihnen einen guten Rat geben. Lassen Sie sich in den Reichstag wählen, Sie haben das Zeug dazu.“

Diese Worte nahm der Jüngling und die umstehende Menge furchtbar übel; alle zogen sofort das Messer und — in Schweiß gebadet erwachte ich.



5.

Die Liebe.

Ich hatte mich sehr heftig verliebt. Ihr Vater hatte eine Konservenbüchsenfabrik und war auch sonst ein verschlossener Mensch. Es war daher schwer mit der Familie bekannt zu werden.

Ich kannte sie nur vom Sehen. Dreimal in der Woche begegnete ich ihr in der Lützowstraße und folgte ihr dann bis zu Moritz Diesterwegs Konservatorium für höheres Klavierspiel.

Der Zustand wurde unhaltbar, und ich entschloß mich zu einer verzweifelten Tat.

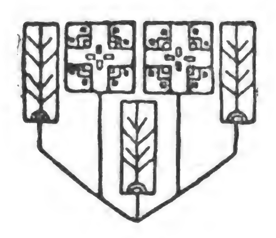
Ich hatte wiederholt bemerkt, daß sie ein kleines, goldenes Kettenpanzerportemonnaie, wenn sie aus einem Laden heraustrat, ganz leichtsinnig in die Tasche ihres Jacketts steckte.

Hierauf baute ich meinen Plan. Ich näherte mich ihr langsam und unmerklich, und als ich an ihrer

Seite schritt, stahl ich ihr das kleine kostbare Ding aus der Tasche.

Ich wollte es gerade fallen lassen, mich dann bücken, es aufheben und ihr bringen, woran sich dann sofort ein neckisches Gespräch über ihren jugendlichen Leichtsinn geknüpft haben würde — als mich plötzlich ein Schutzmann beim Arm nahm und mich für ertappt erklärte.

Vergebens suchte ich ihm den wahren Sachverhalt auseinanderzusetzen, daß ich das Fräulein liebe und daß ihr Vater sehr reich sei, daß ich sie heiraten würde und daß deshalb Geld zwischen uns gar keine Rolle spiele — er erklärte mich für verhaftet und wollte mich grade unterm Zusammenlauf der Menschen mit Gewalt zur Wache bringen, als ich, Gott sei Dank, noch rechtzeitig, in Schweiß gebadet, erwachte.



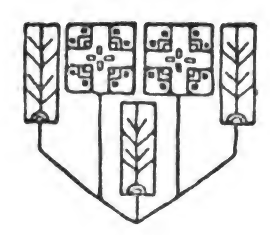
6.

Mein Jugendfreund.

Keiner war mir jemals lieber gewesen als er, der alte, eingefleischte Junggeselle mit dem Kinderherzen, der schnoddrigen großen Schnauze und der goldenen Brille. Jahrelang waren wir voneinander getrennt gewesen, er war durch seinen ehrenwerten Beruf gezwungen gewesen, in der dunkelsten Provinz zu leben. Da, eines Tages — man stelle sich mein Entzücken vor — bekam ich die Nachricht: er kommt nach Berlin, er hat hier bei einer großen Leimsiederei eine auskömmliche Stellung als Prokurist erhalten. Auf den Flügeln der Sehnsucht eilte ich auf den Bahnhof — vor mir her summte ich die Gedichte, die ich in meiner Jugendzeit auf ihn gedichtet hatte. Er stieg aus, und schon wollte er sich mir nähern — schon wollte er sich — oder ich mich ihm in die Arme stürzen — als er sich

plötzlich zu einer schwarzgekleideten Dame umwandte. „Erlaube, daß ich dich zunächst einmal mit meiner Frau Gemahlin bekannt mache...“ —

In Schweiß gebadet erwachte ich.





Einige Regeln über den Umgang mit Weibern

Wenn sie sich an einem Türpfosten oder -klinke aufgehängt haben, soll man sie abschneiden, denn man kann sonst in den Verdacht kommen, sie selbst drangehängt zu haben — auch schlafen sie danach sehr gut.

*

Wenn sie sehr reich und hübsch sind, soll man sich von ihnen scheiden lassen. Sie finden dann leicht einen andern.

*

Wenn sie mit einem verwandt sind, soll man sie auf der Straße grüßen.

*

Wenn sie dumm sind, soll man sich ihnen gegenüber nicht mit seinem Intellekte brüsten.

*

Wenn sie guten Herzens sind, soll man sie lieb haben.

*

Wenn sie geheiratet werden wollen, soll man Nordpolfahrer werden, und sich dadurch unsterblichen Ruhm erwerben.

*

Wenn sie kochen können, soll man sie nicht beleidigen.

*

Wenn sie Schwiegermütter sind, soll man eine gesicherte Lebensstellung haben.

*

Wenn sie Mütter sind, soll man Achtung vor sich haben.

*

Wenn sie ins Wasser gehen, soll man unterscheiden, ob sie schwimmen können oder nicht. Im ersteren Falle rette man sie.

*

Wenn sie einen betrügen, stelle man sich verwundert, denn das ist man seiner Selbstachtung schuldig.

*

Wenn sie berühmte Schauspielerinnen sind, fühle man sich geehrt.

*

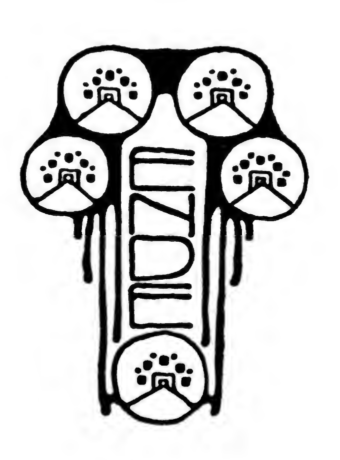
Die sehr verliebt in dich sind und dich (dennoch?) bis aufs Blut quälen, tun das aus Unzufriedenheit mit sich. Da sei auf deiner Hut, daß du nicht ungerecht wirst gegen sie.

*

Wenn sie eifersüchtig sind, unterscheide man, ob sie einen Grund dazu haben oder nicht. In beiden Fällen schieße man sie tot und stelle sich dem Richter.

*

Manchmal haben sie recht, dann kann man sich eine Widerrede erlauben.



Arthur Schnitzler

Reigen

Zehn Dialoge. — 20.—30. Tausend.
M. 2.—, geb. M. 3.—

„Münchner Neueste Nachrichten": „Es ist das Buch der Saison, das Schnitzler geschrieben hat. Es ist ein scharmantes Werk, voll Anmut und Grazie.... Das scheint schon ein gewichtiges Lob und doch erklärt es noch nicht, warum diesen zehn Dialogen ein Massenerfolg beschieden war. „Reigen" ist ein gewagtes, ein „frivoles" Buch und sein Erfolg ist ein Pikanterie-Erfolg. Damit soll beileibe nicht der Dichter getadelt werden, sondern das Publikum. Die künstlerischen Qualitäten der Gespräche haben mit dem Aufsehen, das sie erregen, nichts zu tun. Daß sich hinter den erotischen Ereignissen dieser Szenen eine beinahe überfeinerte Psychologie und eine vornehme lächelnde Menschenverachtung bergen, merkt auch die in der Kunst stets am Stoffe klebende Menge nicht. Wie wären sonst die zahlreichen Entrüstungen eifriger Moralisten zu erklären, die es wagten, den Dichter als skandalsüchtigen Zotenreißer hinzustellen! Es sei ohneweiters den nach Polizei schreienden Tugendwächtern zugegeben, daß die Kühnheit der Dialoge etwas Herausforderndes hat. Es sind zehn kleine Komödien des Geschlechtstriebes, in deren Höhepunkten der Dichter stets zu schweigen und die Interpunktion zu reden beginnt. Dirne und Soldat, Soldat und Stubenmädchen, Stubenmädchen und der junge Herr, der junge Herr und die junge Frau, die junge Frau und der Ehegatte, der Ehegatte und das süße Mädel, das süße Mädel und der Dichter, der Dichter und die Schauspielerin, die Schauspielerin und der Graf bilden einen Reigen, der sich mit der Vereinigung des Grafen und der Dirne schließt. Die Vorhänge der verschwiegensten Alkoven öffnen sich, und die geheimsten Geheimnisse dürfen wir hören. Die Liebe in ihrer konkretesten Form ist das einzige, zehnmal variierte Thema des Buches und trotz der

außerordentlichen Wahrhaftigkeit des Tones, in dem die Gespräche gehalten sind, fällt kaum ein unzartes Wort. Vielleicht noch nie sind die femininen Listen sicherer beobachtet und diskreter nachgezeichnet worden. Ein Chirurg der Seele zeigt uns ihre verborgensten Verrichtungen und dringt hier in Gebiete die bisher der Kunst terra incognita waren."

„Frankfurter Zeitung": „Lucians Hetärengespräche sind bekannt und berühmt. In Schnitzlers „Reigen" besitzen wir etwas Ähnliches, eine Psychologie des Geschlechtslebens, die sich an Offenherzigkeit und geistiger Freiheit, aber auch an künstlerischer Feinheit mit Lucian messen kann..."

„Die Zeit": „Schnitzler führt bekanntlich in diesen ebenso kühnen wie geistvollen Dialogen eine Reihe unehelicher und ehelicher Sentiments, Ekstasen der Liebe und ihre wechselvollen Reaktionen zwischen zehn Personen vor. Es braucht schon das ganze artistische Raffinement, die sichere Gestaltungskraft und die feine Grazie „im Unanständigen" eines Schnitzler, um auf diesem schlüpfrigen Boden nicht zu entgleisen und die höchst eindeutige Situation nicht ins Laszive, nicht in das beliebte Milieu: „Nur für Herren" zu vergröbern. Man muß es aufrichtig bewundern, mit welcher Feinheit des Geschmackes Arthur Schnitzler hier die größten Kühnheiten ausspricht, wie er die verborgensten Regungen im Geschlechtskampf auszuspüren weiß."

„Neue Deutsche Rundschau", Berlin: Das Buch enthält Szenen. Jede zwischen einer Frau und einem Mann. Jedesmal mittendrin eine Zeile von Gedankenstrichen. — Ein wundervolles Buch. Sein Wert liegt in den Lebensaspekten und in der komischen Gestaltung. Die komische Kraft ist ein neuer Zug an Schnitzler. Er hat eine Schauspielerin auf zwei... gestellt, deren Wesen in dunklen Situationen erschütternd wirkt. Er gibt einen kostbaren Poeten, der sich pseudonym Biebitz nennt und das süße Mädel als Unterlage für Betrachtungen ansieht. Man schreit beim Lesen. — Es ist ein kleiner Dekameron unserer Tage.



